

(Nachdruck verboten.)

1.) Die bunte Reihe.

Berliner Roman. Von Fritz Mauthner.

Sachend schnellste Mascha zurück, daß sie sichtbar den Assessor berührte. Wie sie lügen konnte.

„Ich werde Ihre Stücke meinen Freunden zu lesen geben,“ sagte die göttliche Afra. „Meine Freunde halten strenge darauf, daß ich nur dankbare Rollen spiele. Das bin ich mir auch schuldig. An Ihrem Stücke gefällt mir jedenfalls das Kostüm. Die Königin von Saba ist ein sehr schönes Kostüm, und ich brauche nicht zu verschweigen, daß es sehenswert sein wird, wenn ich die Rolle freiere. Ich lege so wenig Wert darauf. Alexander Dumas, der mir einmal nach Nice nachgereist kam, um mich zu überreden, seine Prinzessin in französischer Sprache zu freieren, sagte mir oft: Ma chère, Sie legen zu wenig Wert auf Neußerlichkeiten.“

„Der Graf von Monte-Christo ist ein sehr spannender Roman,“ bemerkte Bohrmann entschlossen.

„Hier handelt es sich um seine Theaterstücke,“ warf Lopinsky belehrend ein, der ruhig zugehört hatte. Man konnte ihm seine Ungebuld kaum ansehen.

Jedenfalls sah die Szekal sie nicht und schien an dem Autor zu ihrer Linken Interesse zu finden.

„Mit welchem von den berühmten Bohrmanns sind Sie eigentlich verwandt, lieber Doktor?“

Bohrmann kannte keinen einzigen berühmten Namensvetter.

„Welchen meinen Sie, mein Fräulein?“ fragte er betroffen.

„Es fällt mir selbst augenblicklich keiner ein.“

Eine große, köstlich dekorierte Schlüssel wurde herumgereicht. Sie sah von weitem aus wie ein großer Strauß von weißen Blumen. Es war Käse. Lopinsky lehnte dankend ab, lehnte sich wie gesättigt zurück und flüsterte der Szekal zu, aber so, daß Bohrmann jede Silbe verstehen konnte: „So ein Kontrakt, wie Sie ihn verlangen, ist nie unterschrieben worden. Aber ich will nicht länger darüber nachdenken. Nachdenken macht so müde. Ich unterschreibe alles.“

Und mit einem satten Lächeln fügte er lauter hinzu:

„Ich kann mir so etwas erlauben. Ich habe Glück.“

„Dann will ich gleich nach Tisch an meine Freunde telegraphieren. Wir werden ja doch gleich aufstehen.“

„Noch ein Wort, teuerste Freundin. Es wird da noch eine kleine Schwierigkeit zu überwinden sein.“

Und Lopinsky beugte sich tiefer zu der Schauspielerin herab. Zimmer noch strich er seinen schwarzen Stallmeisterschnurrbart, immer noch hielt er das müde Lächeln des schönen Mannes fest, aber etwas Gemeines schaute aus seinen Augen, gemeine Furcht oder gemeiner Zorn. Wenigstens schien es dem Lehrer so, der das Gespräch nicht mehr vernehmen konnte.

Wertwirdigerweise hatte auch das Paar zur Linken seit kurzem ein Gespräch über Geschäfte angefangen. Seitdem die nahrhaften Gänge vorüber und die Süßigkeiten und solch dummes Zeug an die Reihe waren, hatte die Stief nach einem letzten tiefen Seufzer sich und ihren Seligen beruhigt; auch Herr Neumann hatte die Serviette vor sich hingelegt, das Kelchglas beiseite gerückt und plötzlich gefragt:

„Nu aber ernsthaft, Stief, wollen Sie?“

Und die Stief hatte geantwortet:

„Bauernfänger! Sie meinen, weil ich ordentlich gefuttert und gepöckelt habe, wäre ich nu dumm genug für Sie. Nee, nee, is nich, mein Kind. Wenn's auch nur Märker sind und keine Thaler, eine Viertelmillion oder so ein Teil davon, das geht der Stiefen über ihren Horizont. Und wenn Sie mir die Zinsen auf Stempelpapier versprechen.“

„Nu denn nich,“ sagte Neumann, der inzwischen auch schon nach der Szekal und Lopinsky hinübergelauert hatte. Ja hatte jeglaubt, der Dichter an Ihre grüne Seite hätte Sie schon bearbeitet.“

„Herr Clausing?“ fragte die Stief. „Von dem glaube ich so was gar nich, der ist 'n jutes Kind. Der ist keen Bauernfänger.“

Plötzlich machte die Szekal eine Bewegung, so lebhaft, wie während des ganzen Dinners noch nicht. Neben ihr saß Lopinsky mit unruhigen Augen; er hatte etwas von seiner Eleganz eingebüßt, seine Haltung hatte für ein Weilschen gelitten. Eben als er sich wieder in seinem schönen, mit Seide ausgeschlagenen Frack zurecht rückte, drehte sich die Szekal nach links um. Ihre Augen hatten den schönen Glanz verloren, und wieder rief sie scharf im Ton eines Handelsagenten, ohne eine Spur von tragischem A, so leise wie möglich:

„Herr Neumann!“

„Was is?“

„Wissen Sie das Neueste? Unser zukünftiger Direktor Lopinsky hat keine Konzeption und kann auch keine kriegen.“

„Da soll doch . . .“

„Mahlzeit, meine Damen und Herren!“ rief Herr Dose, und man stand auf.

X.

Zuerst waren die Herren allein im Rauchzimmer, dann fanden sich langsam einige Damen ein und steckten sich Cigaretten an. Auch Mascha, gegen die ausdrückliche Bitte ihres Mannes. Nur die gute Frau Kiez rauchte nicht, sowie Bohrmann der einzige Nichtraucher war. Sie trank aber zwei Gläschen Cognac und verführte den Herrn Clausing — er gab es auf, ihr seinen Namen beizubringen — es ihr nachzutun. Ihr Dusen und ihr Seliger bewegten sich kaum, aber schwer blies sie ihren Atem über beide hinweg.

Bohrmann fühlte sich in verwegener Stimmung. So wie diesen Raum hatte er sich als Kind etwa die Sakristei eines Doms vorgestellt: vom Boden bis zur Decke Holzschneidereien. Kister an einem solchen Dome zu sein! Und nun stand er mitten drin nicht als Kister, sondern bei den Herrschaften, und wenn er gewollt hätte, hätte er auch rauchen können. Er wollte nur nicht. Ein prächtiger Diener hatte ihm zu rauchen angeboten. Rollen von Silberpapier, in denen Cigarren steckten. Und noch ein drittes Gläschen Cognac hätte er trinken können . . . wenn er gewollt hätte. Und daß die Damen rauchten . . . seine gute alte Mutter war eben nicht unfehlbar gewesen. Die arme Frau. Auf ihrem Dorfe hatte sie es schon unschicklich gefunden, wenn ein Weibsbild einen Strohhut trug anstatt eines Kopfstücks. Die würde staunen, wenn sie jetzt ihren Johannes sehen könnte mitten unter rauchenden Damen. Wenn nur sein Rock nicht gewesen wäre, ein Küsterrack.

Und richtig, da kam auch schon der unangenehme Assessor, Maschas Better Felix, freundlich auf ihn zu, fragte ihn nach diesem und jenem, und endlich auch, wo er seine Kleider bauen lasse. Bohrmann hätte sich dem feinen Herrn am liebsten weinend an die Brust geworfen und ihn gebeten, sich seiner anzunehmen. Oder er hätte ihn zum Zweikampf herausfordern mögen. Oder er wollte ihm wichtig und böshaft antworten. Aber er brachte nichts heraus, als:

„Das Kleid macht den Mann nicht, Herr Assessor.“

Und merkwürdig, nach dem ärgerlichen Gesicht des feinen Herrn mußte es eine gute Antwort gewesen sein. Er glaubte Wit und Bosheit bewiesen zu haben und fühlte sich auf einmal der ganzen Gesellschaft überlegen. Während Herr Dose selbst jetzt mit ihm sprach und ihm seine Ansichten über den Getreidezoll, insbesondere den Schutzzoll auf Gerste, entwickelte, blickte Bohrmann frei in dem kleinen Raume umher, in welchem die ganze Gesellschaft etwas dicht gedrängt beisammen war. Er sah, wie der Better auf Mascha losging und ihr höhnisch etwas zuflüsterte, er sah, wie Mascha heftig antwortete. Ja, ja, der schlichte Mann im Küsterrack stach den geschneiderten Herrn bei ihr aus. Ihn, ihn hatte die Fee erwählt, vergebens warb der Better um sie.

Während Herr Dose erklärte, trotz seiner fortschrittlichen Gefinnungen nur bezüglich der Gerste die Maßnahmen der Regierung bekämpfen zu wollen, glaubte Bohrmann weiter zu bemerken, wie Mascha für ihn wirkte. Sie sprach mit den Herren und mit den Damen und blickte nach ihm hin, als wollte sie sagen: Eben habe ich wieder Gutes von dir gesprochen. Es konnte nicht anders sein, denn die Herren und Damen sahen ihn neugierig an. Wenn Mascha es nur in ihrem Eifer nicht zu leicht genommen hätte mit der Wahrheit.

Vielleicht forderte man ihn jetzt auf, sein Drama vorzulesen. Er war gerade in der Stimmung, er fürchtete nichts.

„Die Herren am grünen Tische,“ fuhr Herr Lofe fort, „kennen das praktische Leben zu wenig. Was auf die Brotfrucht paßt, das paßt noch lange nicht auf die Gerste, denn Sie müssen wissen, daß Rußland . . .“

Bohrmann bemerkte auch, daß es zwischen Herrn Neumann und dem Direktor Lopinsky zu einem lebhaften Austritt gekommen war. Fräulein Szekal und der kleine Hautinger gesellten sich dazu, und die vier verließen plötzlich das Rauchzimmer, als ob sie etwas untereinander heimlich besprechen wollten.

Da stand Mascha neben ihm.

„So langweile doch unsern lieben Bohrmann nicht mit Nationalökonomie.“

Nationalökonomie! Wie das Einmaleins sprach Mascha solche Worte aus.

„Meine Frau, lieber Herr Bohrmann, will mich nur an meine Pflicht mahnen, mich auch den andren Gästen zu widmen. Ich danke Dir, Mascha. Herr Bohrmann hat mich mit seiner sinnigen Unterhaltung zu lange gefesselt.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Zauberei bei den alten Deutschen.

Der Glaube an die Möglichkeit der Zauberei, an das thatsächliche Vorhandensein von Hexen und Hexenmeistern ist in Deutschland noch recht weit verbreitet. Oefters ihm Gerichtsverhandlungen bald in diesem, bald in jenem zurückgebliebenen Teil des Landes dar, daß ganz harmlose Personen bei einer abergläubischen Bevölkerung in den völlig grundlosen Verdacht geraten, das Vieh zu behexen, Menschenkinder durch den bösen Blick oder sonstwie erkranken zu machen und andre erstaunliche Kunststücke zum Schaden ihrer Nachbarn zu vollbringen; andrerseits wiederum werden vielfach durchtriebene Schwindler und Schwindlerinnen oder Halbverrückte, die im Besitz zauberischer Fähigkeiten zu sein behaupten, von zahlreichen Gläubigen ehrfürchtig um Rat und Hilfe angegangen. Der Rest altgermanischen Heidentums, der in dem Glauben an Zauberei zu erblicken ist, wurzelt eben bei wenig aufgeklärten Teilen der Nation noch immer so fest, daß noch geraume Zeit vergehen wird, ehe jener thörichte Aberglaube ganz zu den Dingen der Vergangenheit gezählt werden kann. Ein beträchtlicher und erfreulicher Niedergang gegen noch nicht so gar weit zurückliegende Zeiten ist freilich unverkennbar. Man braucht bloß das beste Erzeugnis unsrer Litteratur im Zeitalter des dreißigjährigen Kriegs, Grimms Hausens prächtigen Sittenroman „Der abenteuerliche Simplicissimus“, zur Hand zu nehmen, um sich mit Erstaunen von der merkwürdigen Thatsache zu überzeugen, daß selbst dieser sonst so scharfsinnige, an durchdringender Menschenkenntnis und Lebenserfahrung so reiche Schriftsteller der Wahndee des Hexenwesens steif und fest huldigte. Bei ihm wird in einem Kapitel des ersten Buchs, das betitelt ist: „Wie Simplicius zu den Hexen auf den Tanz gefahren,“ allen Ernstes beschrieben, wie dem Helden, als er eines Abends zum Diebstahl von Lebensmitteln in ein Bauernhaus eintreten will, das folgende haarsträubende Erlebnis begegnet: „Unterdesse nahm ich eines Spalts gewahr, den das Küchenschältelein hatte, welches nach der Stube ging; ich schlich hinzu, zu sehen, ob die Leute nicht bald schlafen gehen wollten; aber meine Hoffnung war nichts, denn sie hatten sich erst angezogen und anstatt des Lichts eine schwefelichte blaue Flamme auf der Bank stehen, bei welcher sie Sieden, Wejen, Gabeln, Stühle und Bänke schmierten und nacheinander damit zum Fenster hinausflogen. Ich verwunderte mich schrecklich und empfand ein großen Grausen, weil ich aber größerer Erschrecken gewohnt war, zumal mein Lebttag von den Unholden weder gesehen noch gehört hatte, achtete ich's nicht sonderlich, vornehmlich weil alles so still herging, sondern verflügte mich, nachdem alles davongefahren war, auch in die Stube, bedachte, was ich mitnehmen und wo ich solches suchen wollte, und setzte mich in solchen Gedanken auf eine Bank rittlings nieder. Ich war aber kaum aufgefessen, da fuhr ich samt der Bank augenblicklich zum Fenster hinaus und ließ mein Ranzen und Fenerrohr, so ich von mir gelegt hatte, für den Schmirlohn und eine künstliche Salbe zurück. Das Aufstehen, Davonsfahren und Absteigen geschah gleichsam in einem Nu; denn ich kam, wie mich bedünkte, augenblicklich zu einer großen Schar Volks, es sei denn, daß ich aus Schrecken nicht darauf geachtet habe, wie lange ich auf dieser weiten Reif zugebracht. Diese Leute tanzten einen wunderlichen Tanz, dergleichen ich mein Lebttag nie gesehen.“ Der Hergang, der schließlich sein Ende dadurch findet, daß der über den eitelhaften Anblick zu Tode erschrockene Simplicius Gott anruft, worauf der ganze Spuk in einem Hui verschwindet, wird mit lebendigen Farben drastisch geschildert, und im folgenden Kapitel werden dann allerlei Händchen erzählt, nach Grimms Hausens Meinung Thatsachen, die erweisen sollen, daß Simplicius nicht mit dem großen Messer aufgeschnitten habe, sondern sein Erlebnis sich durchaus mit der Erfahrung im Einklang befände, wie sie in den

Hexenprozessen zu Tage trete. So mächtig war noch vor zweieinhalb Jahrhunderten dieser Rest des Götterglaubens unsrer Vorfahren: nur daß freilich unter dem Einfluß christlicher Vorstellungen der Hexenwahn sich in der Hauptache zu einer Karikatur des heidnischen Zauberswesens der alten Germanen entwickelt hatte, und daß unter dem Christentum schließlich als unerlaubt, mit dem Scheiterhaufen strafbar und Todsünde galt, was den alten Deutschen ein durchaus wesentlicher, anerkannter und erlaubter Teil des Volksglaubens gewesen war.

Ein glücklicher Zufall hat uns in ihrer ursprünglichen Fassung zwei Zaubersprüche aus heidnischer Vorzeit übermitteln, die es ermöglichen, über diesen Teil des altgermanischen Geisteslebens klarer zu sehen, als es bis dahin angängig war. Es sind das die sogenannten Zaubersprüche von Werseburg, wo sie, in einer alten Handschrift aus dem zehnten Jahrhundert unter sonst lauter theologischen, interesselosen Texten versteckt und daher lange übersehen, in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zufällig aufgefunden und von Jakob Grimm zuerst veröffentlicht wurden. Der eine davon lautet in neuhochdeutscher Uebersetzung also: „Einst setzten sich Döse nieder, setzten sich hierher und dorthin; die einen hesteten Bande, die andren hielten das feindliche Heer auf, die andren pflückten an den Fesseln herum: entspringt Haftbanden, entfahre Feinden!“ In seiner orakelhaften Kürze ist der Spruch nicht ohne weiteres verständlich, sondern bedarf der Erläuterung. Unter den Dösen oder weisen Frauen, die des Zaubers kundig sind und davon einen dem Menschen wohlthätigen Gebrauch machen, sind in diesem Falle, obwohl sonst der Ausdruck einen viel weiteren Kreis halb göttlich gedachter Gestalten umfaßt, jene Schlachtenjungfrauen zu verstehen, die, zu Wodans, des Göttervaters, Umgebung in Walhalla gehörig und seiner übermenschlichen Weisheit und Fertigkeiten in hohem Grade teilhaftig, für gewöhnlich mit den gefallenen Helden dort in seliger Gemeinschaft leben, aber auf der Erde erscheinen, um in das Schlachtengetimmel auf ihren fliegenden Rossen thätig einzugreifen: in der altheidnischen Liedersammlung der Nordgermanen, der Edda, heißen sie Valküren. In unsrem Spruch erscheinen sie in drei Gruppen geteilt, wovon die eine hinter dem befreundeten Heer dessen Gefangene in Fesseln schlägt, die andre dem feindlichen Heer kämpfend entgegentritt, die dritte endlich im Rücken des Feindes erscheint, um dessen Gefangene ihrer Bande zu entledigen unter Aussprechen der lösenden Formel: „Entspring Haftbanden, entfahre Feinden!“ Die Edda nennt das einen „lethgaldr“, einen Lösningszauber. Die Meinung ist natürlich, daß das Versagen der Formel in ähnlichem Falle gleiche Wirkung verpfehle, jedenfalls unter der Voraussetzung, daß man dabei auch anderweitig für seine Befreiung thätig ist, mit „Herumpflücken“ an der Fessel oder wie sonst. Anders möchte der Glaube an die zauberhafte Wirkung des Spruchs wohl reich in die Brüche gegangen sein. Zweifelloser aber hat der christliche Mönch, der den Spruch zu Papier gebracht und der Vergessenheit entrissen hat, bei sich den Zauber des verpönten Heidentums für wirksam und nützlich gehalten, da er ihn mitten unter fromme Erzeugnisse der Gottegelahrtheit einzureihen sich erlaubte.

Sein zweites wunderkräftiges Sprüchlein gehört einem andern Gebiet des Zauberswesens an, nämlich dem des Besprechens von Krankheiten; es wimmelt darin nur so von heidnischen Göttergestalten, daß man erstaunen muß, woher der Mönch die Freiheit nahm, niederzuschreiben, was dem Christen in ihm als Teufel und Todsünde hätte gelten müssen. „Phol und Wodan“, heißt es da, „ritten in den Wald. Da ward dem Fohlen Walders sein Fuß verrenkt. Da besprach ihn Sindgund, der Sonne ihre Schwester; da besprach ihn Freia, der Wolla ihre Schwester; da besprach ihn Wodan, wie er wohl konnte, sowohl Knochen, als Blut, als Gliederverrenkung: Knochen zu Knochen, Blut zu Blut, Glied zu Gliedern, als ob sie geleimt seien!“ Der Gott, dessen Fuß der Unfall zustoß, Phol ist ein und dieselbe Person mit Valder, wie er in dem Spruch ja auch genannt wird. In der nordischen Edda erscheint er nur unter der letzteren Bezeichnung, während von seiner in Deutschland gleichwertigen Benennung Phol zahlreiche süddeutsche Ortsnamen zeugen: er ist ein Sohn des Wodan und seiner Schwester und Gattin Freia und als Gottheit des Lichts gedacht. Während nun weder Sindgund noch auch Freia selber durch Besprechen die Verrenkung zu heilen vermögen, gelingt dies dem Göttervater ohne weiteres; er kennt die richtigen Zaubersprüche, deren man sich also im entsprechenden Fall zu bedienen hat, um eine gleich erfolgreiche Kur zu Stande zu bringen. Wodan ist mit allen Arten der Zauberkunst am besten vertraut. Wer sonst etwas davon versteht, hat seine Weisheit von ihm entlehnt. Doch verdankt auch Wodan, der Edda zufolge, seine Kunde nicht sich selber, sondern hat sie von seinem an der Wurzel Ider Weltesche Yggdrasil hausenden Oheim Mimir gegen Verpfändung eines Auges gewonnen. Was er da alles gelernt hat, spricht er in einem Eddalied (nach Wolzogens Uebersetzung) folgendermaßen aus:

„Hilfreich zu sein verheißt Dir das Eine
In Streit und in Jammer und jeglicher Not,
Ein Andres lern' ich, das Leute gebrauchen,
Die Aerzte zu werden wünschen.

Ein Drittes lern' ich, das kommt mir zu gut
Als Fessel für meine Feinde;
Dem Widerstreiter verstopf' ich das Schwert,
Ihm hilft keine Wehr noch Waffe.

Ein Viertes noch weiß ich, wenn man mir wißt
Die Arm' und die Beine in Bande;
Als bald ich es finge, sobald kann ich fort,
Vom Fuße fällt mir die Fessel,
Die Haft von den Händen herab.

Ein Fünftes erfahr ich: wenn fröhlichen Flugs
Ein Geschloß auf die Schären dahersiegt,
Wie stark es auch zuckt, ich zwing' es zu steh'n,
Ergreif' ich es bloß mit dem Bilde.

Ein Sechstes ist mein, wenn ein Mann mich sehet,
Mit wilden Bannes Wurzel;
Nicht mich verfehret, den Mann verzehet
Das Verberben, mit dem er mir drohte."

So kann er im ganzen Ahtzehnerlei: Flammen lösch'n, Gader
unter Männern schlächten, Wind und Wellen besänftigen, Nachtmare
verschrecken, seine Lieblinge in der Schlacht vor Wunden und Tod
beschützen, Erhängte wiederbeleben, Frauenliebe gewinnen usw., alles
auf dem Wege der Beschwörung.

Zahlreiche Menschen haben Teile des Geheimnisses von dem ihnen
günstigen Wodan erlernt, wie denn auch die Lehren des eben angeführten
Eddalieds an Lodbafner, als einen Repräsentanten des irdischen
Geschlechts, gerichtet sind. Zumal den Frauen wurde eine ganz be-
sondere Fähigkeit zugeschrieben, in die Mysterien des übernatür-
lichen Wissens einzudringen. Die solches zu eigen hatten und zum
Nutzen ihrer Mitmenschen gebrauchten, rechneten, als halbgöttlich ver-
ehrt, unter die weisen Frauen, die Jdis: woneben es freilich auch
schon solche gab, die für bössartige Unholde galten und unter dem
Namen Cagagussa (die im Haag sitzende) gesüchtet wurden; hieraus
hat sich unser Wort Hexe entwickelt. In der "Germania" des
römischen Geschichtsschreibers Tacitus liest man über die prophetischen
Frauen der alten Deutschen: "Sie glauben auch, daß den Frauen
etwas Geheiltes und die Zukunft Vorausahnendes innewohne. auch
schäßen sie ihre Ratsschlage nicht gering, noch vernachlässigen sie ihre
Antworten. Wir haben unter Kaiser Vespasian die Beleda gesehen,
die lange bei den meisten gleich einer Gottheit verehrt worden ist."
Diese Beleda hauste, von den deutschen Stämmen der näheren und
weiteren Umgebung in den wichtigsten politischen Angelegenheiten
mit gläubiger Ehrfurcht um Rat angegangen, im Land der Bructerer
an der Lippe auf einem Turm. Neben Clandius Civilis die Seele
des Freiheitskampfes der Bataver und ihrer Verbündeten gegen die
Römer (69, 70 n. Chr.), geriet die weise Frau nach ihrer Niederlage
in die Hände der Römer und wurde in Rom von dem Pöbel an-
gestoimt. Ähnliche Gestalten tauchen in der Zeit der Römertriege
öfter auf.

Ein paar Bemerkungen sind nötig über die äußere Form der
altgermanischen Zauberprüche. Diese ist, auch bei den beiden
Merseburger Sprüchen, wo es in der hier gegebenen Uebersetzung
freilich nicht hervortritt, eine poetische, aber nicht in Gestalt des
heute bei uns üblichen Endreims und Silbenmaßes, sondern des
sogenannten Stabreims oder der Alliteration, bei der in jeder Vers-
zeile mindestens zwei Worte mit dem nämlichen Buchstaben an-
heben: eine Probe davon geben die oben mitgeteilten Strophen
eines Eddalieds. Schon in vorchristlicher Zeit waren auf deutschem
Woden aus dem lateinischen Alphabet die Runen entwickelt worden,
die aber nicht zu Zwecken des gewöhnlichen Lebens im täglichen
Gebrauch waren, weil hierzu gar kein Bedürfnis vorlag, sondern,
wenigen Eingeweihten bekannt, für etwas Geheimnisvolles und
Zauberhaftes angesehen wurden, was auch in dem mit dem heutigen
„raunen“ zusammenhängenden Worte Rune liegt. Auf eine Anzahl
Buchstaben*) richt man wohl, wie Tacitus erzählt, je eine Rune
ein und schüttelte die Hölzer auf einem weissen Tuch hin und her,
bis einige heraussprangen, deren Runen dann als sogenannte
„Stäbe“, d. h. als die wiederkehrenden Anlanger für den her-
zustellenden Zauberpruch verwandt wurden; was im übrigen dessen
sachlichen Inhalt anging, so war man dafür natürlich auf göttliche
Eingebung angewiesen. Wegen der wichtigen Rolle aber, die den
Runen dabei zufiel, pflegte man die ganze Zauberkunst als
Runenkunde zu bezeichnen.

Als die zunächst recht äußerliche Verehrung der deutschen Stämme
zum Christentum erfolgt war, legte sich die Kirche natürlich auch
gegen die heidnische Zauberei ins Zeug. Es sind noch Taufgelöbnisse
vorhanden, in denen die gewaltig beherrschten Sachsen schwören
mußten, dem Teufel und all seinen Werken und Worten, dem Donar,
dem Wodan und Sarnot und all den Unholden, die ihre Genossen
seien, zu entsagen. Damit aber war selbstredend der Glaube an die
Existenz jener Wesen und an ihre Zaubermacht nicht ausgerottet:
auch nicht bei den Geistlichen selber. Davon legt nicht nur der
spätere Hexenwahn Zeugnis ab, sondern auch die merkwürdige
Thatfache, daß zahlreiche Beschwörungsformeln aus dem Mittelalter
erhalten sind, die gegen alle möglichen Krankheiten, Fährlichkeiten
und Schädigungen sichern sollen und im Wesen vollständig mit jenen
heidnischen Sprüchen übereinstimmen, sich auch zweifellos auf solche
zurückführen lassen, nur sind an die Stelle der heidnischen Götter der
Christengott, Christus und die Heiligen getreten. Man kann sich aber
auch über diese gewaltige Macht, die jener Aberglaube auf die Volksseele
übte, nicht im mindesten verwundern, wenn man bedenkt, daß er
zum ältesten geistigen Besitz nicht nur der Deutschen, sondern der

Indogermanen insgesamt gehört. Ein uralter indischer Spruch
lautet: „Zusammen werde Mark mit Mark, und auch zusammen
Glieb an Glied; was dir am Fleisch vergangen ist, und auch der
Knochen wachse dir; Mark mit Marke sei vereinigt, Haut mit Haut
erhebe sich; Blut erhebe sich am Knochen, Fleisch erhebe sich am
Fleische, Haar mit Haar sig' es zusammen, füge mit der Haut die
Haut.“ Wie sehr diese Formel mit dem zweiten Merseburger Spruch
übereinstimmt, darauf braucht nicht erst hingewiesen zu werden, und
Ähnliches ließe sich aus den Uebersetzungen anderer indogermani-
scher Völker massenhaft zusammentragen. Man sieht, es handelt sich
bei dem Glauben an Zauberei um uraltes, indogermanisches Gemein-
gut, und das erklärt denn auch zur Genüge, warum seine Reste so
schwer besserer Einsicht weichen wollen. — a. c.

Kleines Feuilleton.

k. Merkwürdige Posten. Vor kurzem starb Mr. John Sands,
ein Rechtsanwalt auf den Schottland-Inseln und der Erfinder der
St. Kilda-Post. Da im Winter keine Verbindung mit dem Festlande
bestand, konstruierte Sands, wie ein englisches Blatt erzählt, eigenartig
geformte Bojen, in denen die Post von St. Kilda niedergelegt wurde.
So beladen wurden diese Bojen dem Meere anvertraut und von
den Strömungen dem Festlande zugetrieben, wo sie aufgenommen
und ihr Inhalt zum nächsten Postamt gebracht wurde. Ebenso
primitiv ist der in der Magelhaensstraße übliche Postdienst. Das
Postamt besteht aus einer bemalten Tonne, die durch Ketten an
die Felsen des äußersten Punktes von Terra del Fuego be-
festigt ist und dort schwimmt. Jedes vorüberfahrende Schiff schiebt
ein Boot, um die Briefe zu sammeln und zur Post zu befördern.
Natürlich hat das Amt keinen Postmeister und steht unter dem vereinten
Schutz aller Länder der Welt. „Lieberes Fräulein, wenn Sie dieses
Paß Waldwinäpfel erhalten, korrespondieren Sie bitte mit Edward
Bond aus Mount Orbyges, Ontario, Kanada“, — so lautete ein
Brief, der nach einer Reise von dort vor kurzem zum Vorschein kam.
Ein derortiger Postdienst scheint von mehr als einem erfinderischen
Korrespondenten nutzbar gemacht worden zu sein; ein tasmanisches
Mädchen hat auf diese Weise einige Verwandte in Kent gefunden.
Ein Heiratsantrag wurde von einer jungen Amerikanerin in eine
Flasche eingeschlossen und dem Flusse anvertraut, der hinter ihrem
Hause vorbeifloß. Einige Tage später fand ein Pfleger, der
an den Ufern desselben Flusses wohnt, die Flasche und nachdem er
ihren Inhalt genau untersucht hatte, sandte er eine so freundliche
Antwort, daß er bald darauf der Gatte der Dame wurde. Am
vorigen Weihnachten kaufte ein Engländer einen besonders schönen
Eruthahn für 23 M. Unter den Schwüngen des Vogels fand er
folgendes Briefchen: „Lieber Freund, ich hoffe, Sie werden diesen
Eruthahn mit Vergnügen essen. Er ist vierzehn Monate alt, wiegt
35 Pfund, und wir verkaufen ihn für 10 M. Lassen Sie mich
wissen, was er in England wert ist.“ Vor kurzem fand ein Kauf-
mann in Towcester in einem Käse, der aus einer kanadischen Milch-
wirtschaft in einer Zinnschachtel geschickt war, ein Briefchen, in dem
der Wunsch ausgesprochen war, der Empfänger möge dem Farmer,
dessen Name und Adresse beigefügt war, seine Meinung über die
Beschaffenheit des Käses schreiben. Da dieser Bitte Folge geleistet
wurde, antwortete der Kanadier mit einem langen und interessanten
Brief, in dem er sich über die Milchwirtschaft in seinem Vaterlande
aussprach. —

Theater.

—n. Neue Freie Volksbühne. „Das Lumpen-
gefindel“, Tragikomödie von Ernst v. Wolzogen. — Das
lustige Durcheinander der buntbewegten Scenen gefiel auch diesmal
wieder. Die Späße des ersten Akts riefen die allgemeine Heiterkeit
herbor und die Sentimentalität des letzten Akts entließ die Zuschauer
in jener weichen und rührseligen Stimmung, die das Publikum so
gern hat, weil sie „ans Herz greift“.

Bei der tollen Ueberspiel-Lampe des ersten Akts war besonders
der Schluß interessant. In diesem Aktschluß erweist sich Wolzogen
nicht nur als Lustspieltdichter, sondern auch als Prophet. Wer dies
bestreiten will, muß dem Drei'-Direktor wenigstens den feinen
Nieder für kommende Dinge lassen. Kann es etwas Altmelleres
geben, als wenn das — vor etwa 9 Jahren bereits geschriebene —
Stück einen Kommerzienrat und Beleuchtungskörper-Fabrikanten vor-
führt, der eine moderne Zeitung gründen will, die Licht und Auf-
klärung ins Publikum tragen soll, damit es in den Köpfen endlich
einmal „Tag“ wird? Die neue Zeitung soll ein unabhängiges
Organ sein, konservativ-socialistisch, regierungsfreundlich im frei-
sinnigen Sinne, streng kirchlich-auffärend usw. Hierfür sollen die
beiden Litteratenbrüder mit 6000 M. Honorar engagiert werden. Im
Lustspiel schlagen sie's aus. . . . Man weiß, wer zu dem geistungs-
stättigen Brüderpaar Modell gestanden hat. Auch die Figur des
zeitungsgründungsbesessenen Beleuchtungskörper-Fabrikanten, der es
in den Köpfen seiner Mitmenschen so gern „Tag“ werden lassen
möchte, liegt nicht allzu fern.

Gespielt wurde fast durchweg gut. Emanuel Reicher als
Dr. Friedrich Kern, Walther Fode als Wilhelm Kern und Eise Schiff
als Friedrich Kerns Frau boten Leistungen, mit denen man zufrieden
sein konnte. Hermann Hardy als Bachmeister Polke und Erich
Blatau als Amibert Dippel hatten etwas zu stark aufgetragen,

*) Von diesem Verfahren schreibt sich das heutige Wort Buch-
stabe her.

während die tomische Rolle der Witwe Schwünbe bei Johanna Janker-Schay in guten Händen lag. —

Aus dem Pflanzenleben.

— Die merkwürdige Kannenpflanze *Repenthes* ist in ihrer Heimat vor kurzem Gegenstand interessanter Untersuchungen von G. Clautriau gewesen, über die die „Köln. Ztg.“ berichtet: Diese Pflanzengattung, von der man ungefähr 40 Arten kennt, ist der Mörder der kleinen Insekten. Die Spitze der Blattspreite ist zu einer förmlichen Kanne ausgewachsen, die meist bis zu 15 Centimeter Höhe reicht, bei manchen auf Borneo vorkommenden Arten sogar 30 Centimeter und ausnahmsweise sogar einen halben Meter. So lange die Kanten noch nicht ausgewachsen sind, erscheinen sie durch einen Deckel geschlossen, später senkt sich dieser und das Innere der Kanne wird zum Versteck der Insekten frei, ja ladet förmlich dazu ein durch bunte Färbung und Ausschleudung einer honigähnlichen Flüssigkeit oben um den Rand der Kanne. Das ganze ist aber eine Art teuflischer Veranastaltung, bestimmt zum Verderben der angelockten Insekten. Denn die abschüssige Innenseite der Kanne ist mit einem feinen, glatten Wachüberzieher versehen, und wenn das honiglangende Insekt, welches sonst überall genügenden Halt findet, im Vertrauen darauf die glatte Fläche betritt, so ist es rettungslos verloren, denn es gleitet unausbleiblich aus und stürzt in die Kanne herab. Dort findet es eine Flüssigkeit vor, die nach den Untersuchungen von Clautriau farb- und geschmacklos ist, aber nach Einführung eines Fremdkörpers sauer reagiert. In dieser Flüssigkeit kommt das hineingefallene Insekt um. Selbst wenn es ihm in einzelnen Fällen gelänge, an den glatten Seitenwänden emporzuklettern, so erreicht es doch niemals mehr den Ausgang, sondern stürzt bald wieder hinab. Zum Ueberflus ist der obere, nach einwärts gerollte Rand bei großen Kannen auch noch mit abwärts gekrümmten Stacheln versehen, und diese Pollisadenreihe ist unübersteigbar für jedes kleinere Insekt. Die Kanne ist im Innern oft bis über die Hälfte mit Flüssigkeit gefüllt und das getödete Tier wird völlig verdaut, bis auf die Chitinhülle. Der genannte Beobachter fand, daß die Flüssigkeit dabei völlig durchsichtig bleibt, auch keinen unangenehmen Geruch annimmt, so daß von Fäulnis nicht die Rede sein kann. Als Clautriau in die Kanne sterilisiertes Eiweiß brachte, wurden selbst verhältnismäßig beträchtliche Mengen davon in zwei Tagen längstens von der Pflanze aufgenommen. Eine Kanne verdaute in vierzehn Tagen nicht weniger als 32,5 Kubikcentimeter Eiweiß, auch wird, wie der genannte Forscher durch chemische Analysen feststellte, der Stickstoff des Eiweißes wirklich absorbiert. Es ist unzweifelhaft, daß die *Repenthes*arten in ihrer Heimat infolge ihres unaufhörlichen Insektenfanges die Zahl der kleinen Insekten in ihrer Umgebung erheblich vermindern; ja, nach Clautriau darf man annehmen, daß diese Abnahme der Insekten örtlich so beträchtlich geworden ist, daß die Kannen der Pflanze weiter von keinem wesentlichen Nutzen sind. So fängt die Pflanze z. B. auf Java keine große Zahl von Insekten, weil diese letzteren schon sehr abgenommen haben; wo diese noch zahlreich auftreten, sind auch die Kannen mit deren Resten zahlreich versehen. Merkwürdig ist nun die von Clautriau entdeckte Tatsache, daß in diesen Mördergruben zwei Insektenarten ihre ganze Entwicklung durchmachen und gedeihen, eine davon ist die Fliege. Hier sehen wir eine merkwürdige Anpassung, und es ist genau dieselbe Erscheinung, welche wir beim menschlichen und tierischen Magen treffen, der alles Organische verdaut — nur sich selbst nicht. —

Aus dem Gebiete der Chemie.

io. Die schädlichen Bestandteile der alkoholischen Getränke. Der eigentliche Alkohol oder, wie der Chemiker im besondern sagt, Methylalkohol bildet in allen Spirituosen, die gewöhnlich als Genußmittel gebraucht oder mißbraucht werden, den Hauptbestandteil. Da deren Wirkung aber eine recht verwickelte ist, läßt sich annehmen, daß diese noch auf andre Bestandteile zurückzuführen ist. Unter ihnen kommen in Betracht: Aldehyd, Aether, Fuselöl und gewisse flüchtige Verbindungen. Diese, besonders das Aldehyd, sind im rohen Spiritus stärker vertreten als im selagerten, und wahrscheinlich wird in erster Linie aus diesem Grunde dem reifen Spiritus der Vorzug gegeben, und dessen Nachwirkungen sind auch weniger unangenehm. Durch neue Versuche wird die Ansicht bestätigt, daß die gesundheitschädlichen Wirkungen des Alkohols, die man gewöhnlich unter dem Begriff der Alkoholvergiftung versteht, weniger dem Alkohol selbst als besonders dem Aldehyd zuzuschreiben sind. Von diesem Stoff giebt es auch wieder eine Reihe von Abarten, unter denen das sogenannte Furfurol vorzugsweise schädlich zu sein scheint. Diese Verbindung entsteht aus Stoffen, die in der Cellulose der zur Spiritbereiung benutzten Getreidehüllen enthalten ist. Durch Experimente ist festgestellt, daß das Furfurol eine Lähmung der Muskeln, weiterhin Krämpfe mit schneller und unregelmäßiger Atmung hervorruft, in kleineren Mengen Bewegungsstörungen und ein Fieber besonders in den Gesichtsmuskeln. Beim Menschen erzeugt es außerdem einen Schmerz im Nacken, der sich bis zum Hinterhaupt ausdehnt, nebst einem Gefühl des Bockens in den Muskeln des Kopfes, gefolgt von starkem Kopfschmerz. Wird das Aldehyd aus dem Spiritus beseitigt, so sind diese Erscheinungen schwächer und mehr vorübergehend. Tiere, die mit aldehydfreiem Spirit behandelt werden, zeigen geringere Störungen, während sie

bei Aufnahme von gewöhnlichem Alkohol ein starkes Uebelbefinden verraten und auch die Nahrungsaufnahme gänzlich verweigern. Diese Beobachtungen legen die Forderung nahe, daß in den Fällen, wo der Genuß von Alkohol als Arznei verschrieben wird, nicht Wein, Cognac oder Whisky, sondern ein chemisch gereinigter Spirit empfohlen werden sollte. —

Humoristisches.

— Raffiniert. „Sie haben dem Verein „Harmonie“ ein Geschenk zur Verlosung gemacht — sind Sie denn mit den Mitgliedern bekannt?“

„Keine Idee! Ich kenne nur den Schriftführer. Das ist ein z'widerer Kerl, mit dem ich seit Jahren verfeindet bin. Wenn ich nun dem Verein ein Geschenk mache, so ist er als Schriftführer gezwungen, so hart es ihm auch ankommt, mir in den Ausdrücken ausgesuchtester Höflichkeit ein Dankschreiben zu schicken.“ —

— Unsehbar. „Jetzt erinnere ich mich wieder nicht, wohin ich meine Pantoffel gestellt habe! ... Weißt Du, Katharine, vielleicht, wo sie sind?“

„Ich kann mich nicht erinnern, sie gesehen zu haben!“

„Na ja, da haben wir wieder den Beweis, wie vergeblich die Frauen sind!“ —

— Einziger Grund. „Na was war denn mit Ihnen hener, Herr Sekretär? Keine Hochtour, kein Rippenbrüchert, keine Verstauchung, kein Loch im Kopf — gar nichts?“

„Ja, wissen S', Herr Rat, ich war halt krank!“ —
(„Flieg. Bl.“)

Notizen.

— Eine Neuausgabe von Wilhelm Heineses gesamten Werken wird, zehn Bände stark, bei Schuster u. Poeschl erscheinen. Die ersten Bände, die den Roman „Ardinghello, oder die glückseligen Inseln“ enthalten werden, kommen bereits in einigen Monaten heraus. —

— Nachgelassene Schriften Thaderahs sind unter dem Namen „Straß Papers“ herausgegeben worden. Sie enthalten Geschichten, Kritik, Verse und Skizzen. —

— Leo Tolstoj arbeitet an einem neuen Roman, der „Vater Sergius“ heißen wird. —

— Eine Giovanni Segantini-Monographie von W. Fred ist soeben im Wiener Verlag erschienen. —

— Albert Patry vom Schiller-Theater wird bereits mit dem Beginn der nächsten Spielzeit in den Verband des Lessing-Theaters eintreten. —

— Die Schliersee eröffnen am 1. April mit dem „Eisler vom Schliersee“ im Neuen Theater ein Gastspiel. —

— Shakespeares „Macbeth“ geht am Sonntagabend mit Matowshy und Fel. Poppe in den Hauptrollen im Schauspielhaus neuinstudiert in Scene. —

— Ein „schwäbisches Volks-Theater“ wird demnächst im Velle-Alliance-Theater gastieren. —

— Das Münchener Schauspielhaus wird am 20. April mit Sudermanns „Johannes“ eröffnet werden. —

— Dem Theaterdirektor Meißhaller war von der Kreishauptmannschaft die Aufführung von Tolstoj's „Macht der Finsternis“ für Leipzig verboten worden. Auf eingelegten Rekurs hat nun das Ober-Verwaltungsgericht in Dresden die Aufführung freigegeben. —

— „Die Erlosen“, ein Schauspiel von einem 22-jährigen Fräulein Elsa Plehner, wurde nach der „N. Fr. Pr.“ bei der Erstaufführung am Deutschen Volks-Theater in Wien „unter dem Fischen der Zuschauer begraben“. —

— Das Wiener deutsche Volks-Theater bringt am 23. März als nächste Novität „Die Kraunerbuben“, eine Komödie von Felix Dörmann. —

— Ein pommerisches Städtebund-Theater. Die Städte Stolp, Colberg, Cöslin, Lauenburg, Neustettin haben sich zusammengethan, um ein gemeinschaftliches Stadt-Theater zu erbauen. Die Verhandlungen sind so weit gediehen, daß das Städtebund-Theater gesichert erscheint. —

— Die beiden „populären“ Theater in Paris, die Comédie Populaire und Opéra Populaire haben bereits nach viermonatigem Bestehen Vanerott gemacht. —

— a. Wilhelm Leibls „Dorfpolitiker“, das vor Jahren von einem Berliner Kunstfreund für 80000 Mark gekauft wurde, hat seinem Schöpfer beim ersten Verkauf nur 15000 Frks. eingebracht. —

— Johannes Schlaf ist wieder geistig erkrankt und in eine Anstalt gebracht worden. —

— In Karlsbad sollten sie einen neuen Sprudel erschoben haben. Wie es sich jetzt herausstellt, handelt es sich um weiter nichts, als um ein Anfahren der alten Sprudelquelle, hervorgerufen durch Niederbringen eines alten Bohrloches. —